

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests

UMWELT

- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Auch Zeitungen setzen neue Akzente

Die Höhepunkte der Umweltberichterstattung lagen in den achtziger Jahren. Das waren die Zeiten, als ein Skandal den anderen jagte, als die Wälder noch auf ein Wunder warteten. Geblieben ist das Ritual des alljährlichen Waldschadensberichtes. Die Umweltschützer – mit ihnen im Boot viele Journalisten – haben eine Menge erreicht. Das Staatsziel Umweltschutz ist im Grundgesetz festgeschrieben, kein vernünftiger Mensch zweifelt an seiner Bedeutung. Die Debatten haben sich versachlicht, das Bewusstsein dafür ist gewachsen, dass ökologische, wirtschaftliche und soziale Interessen sorgfältig gegeneinander abzuwägen sind. Auch die Zeitungen setzen neue Akzente, beziehen die Leser mit ein und wollen erreichen, dass das Dorf schöner und die Stadt lebenswerter werden.

Der Wald ruft

Den ganzen Monat Mai führt die Zeitung ihre Leser in den Wald. Sie lüftet seine Geheimnisse, lässt ihn duften, porträtiert seine Bewohner. Die Serie ist crossmedial angelegt, Leserveranstaltungen gehören zum Programm.

Wolf und Luchs machen das Programm rund

Wer ihn auf Försterromantik und Sonntagsspaziergänge reduziert, sieht sprichwörtlich den Wald vor lauter Bäumen nicht. Er ist viel mehr, der Wald. In ihm treffen sich Sehnsüchte und Ängste, Rückzugsbedürfnisse und Wirtschaftsinteressen. Der Wald ist realer Ort und Projektionsfläche zugleich, Lebensraum und Fantasiegemälde für Wildnis, Heimat und Nation. Diesem faszinierend widersprüchlichen Phänomen hat sich die Dewezet im Mai 2015 in einer Themenserie genähert. Einen Monat lang führte die Zeitung ihre Leserinnen und Leser täglich in den Wald. Sie lüftete seine Geheimnisse, rekonstruierte seine Geschichte, porträtierte seine Bewohner – und vermittelte sogar, wie er duftet. In einer Crossmedia-Serie mit vielen multimedialen Höhepunkten und Leser-Veranstaltungen setzte die mit einem Nadelwald-Duftstoff imprägnierte Print-Ausgabe das vielleicht stärkste Ausrufezeichen.

Warum ausgerechnet der Wald? In einer Region wie dem Weserbergland entfaltet das Thema enorme Reichweite. Der Wald ist allgegenwärtig – journalistisch allerdings eher als Hintergrundkulisse, selten als Hauptdarsteller. Dabei ist der Wald ein Quell für Geschichten. Es gibt jede Menge zu entdecken und zu erzäh-

len. So spürte die Redaktion unter der Überschrift „Was versteckt der Wald?“ Urnengräber, alte Bunker und verlassene Stollen auf, andere Folgen inspizierten den Wald als Bühne für Märchen und Sagen, als frequentierten Erlebnisort, als historisches Schlachtfeld, Naturküche, Friedhof, Schauplatz von Verbrechen oder täglichen Arbeitsplatz.

So zahlreich die Funktionen, so unterschiedlich sind die Menschen, die durch Beruf oder Hobby an den Wald gebunden sind – und Stoff für Reportagen liefern. Oder die Tiere, die im Dunkeln durchs Unterholz streifen, in eine Infrarot-Fotofalle tappen und sich auf der originellen Bilderseite „Nachts im Wald“ treffen. Optische Aushängeschilder waren überdies die ganzseitigen Grafiken, die den heimischen Wald von den Baumarten bis zu den Besitzverhältnissen datenjournalistisch durchforstet haben. Themenseiten zu den ältesten Bäumen, zum Wirtschaftsfaktor Wald, zu tatsächlichen und vermeintlichen Katastrophen (Brände, Kyrill, Waldsterben) und zu Wolf und Luchs rundeten das Programm ab – um nur einige der 30 Print-Themen zu nennen. Nicht zu vergessen: Wie viel Wald steckt in der eigenen Zeitung?

Die Serie wurde durch und durch crossmedial konzipiert. Online wurden nicht nur alle Themen in einem Dossier versammelt, sondern echte Mehrwerte geschaffen. So lädt eine Multimedia-Reportage zur kulinarischen Wanderung durch den Wald ein, in einem sehenswerten Kurzfilm testet die Redakteurin, wie genießbar Brennesseln sind. Weitere Multimedia-Reportagen, Videos, Audios mit Vogelstimmen, Klickstrecken zur Flora und Fauna, ein Quiz und interaktive Grafiken komplettieren das digitale Angebot.

Die dritte Säule der Serie: Die Dewezet hat ihre Leser zu Veranstaltungen mit echten Wald-Experten eingeladen. Eine Vogelstimmen-Wanderung mit dem NABU, eine Diskussion über Wölfe, eine Einführung in die Naturfotografie, eine Exkursion mit einem Förster und eine Walderlebnisführung für Kinder standen auf dem Programm – und erfreuten sich großer Nachfrage.

*Frank Werner
Chefredakteur bis April 2015*

Noch Fragen?

Julia Niemeyer, Chefredakteurin, Telefon: 05151/200202, E-Mail: j.niemeyer@dewezet.de

So duftet der Wald – testen Sie selbst

Vom Bärlauch bis zum Herbstlaub: Gerüche im Laufe der Jahreszeiten

Den Wald mit allen Sinnen erleben – wenn wir dort Erholung suchen, hören wir Vögel zwitschern, spüren Sonne auf der Haut, fühlen vielleicht auch verschiedene Holzarten. Und wir nehmen ganz verschiedene Gerüche wahr. Diesen Duft holen wir heute in die Zeitung – die Firma Schubert International hat uns die Note „Fichte“ mit der Nummer 60420 geliefert. Der Druckfarbe beigemischt, können wir so unseren Lesern ein besonderes Lese-Erlebnis bieten. Nach dem Rubbeln über das große Foto entfaltet sich der Fichtenduft.

VON KERSTIN HASEWINKEL

Duftneutral

Nahezu geruchlos durch die Kälte. Im Winter wird viel Holz geschlagen – aber weil die Wärme fehlt, kann sich der typische Harzgeruch nicht so stark ausbreiten.



Stinkmorchel und Herbstlaub

Um Pilzgeruch wahrzunehmen, muss man schon nah mit der Nase rangehen. Die Stinkmorchel macht ihrem Namen allerdings alle Ehre durch ihren intensiven, aasartigen Geruch – kurz: sie stinkt. Typisch im Herbst: Wenn die Blätter auf den Waldboden fallen, fangen sie an zu modern.



Bärlauch und Tiermarken

Einen intensiven Knoblauch- oder Zwiebelgeruch verströmt der Bärlauch, Maiglöckchen haben ähnliche Blätter, verbreiten sich allerdings an gänzlich anderen Standorten – und verbreiten ihren intensiven, typischen Duft, der oft auch für Seifen verwendet wird. Waldmeister und Holunder verströmen ebenfalls Gerüche. Nach Honig duftet die Traubenkirsche, die im Buchenwald aber kaum eine Rolle spielt. Im Frühjahr hinterlassen Tiere wie Waschbären und Marder ihre Duftmarken. Wenn Füchse markieren, riecht das streng – ähnlich der Markierungen, die Katzen setzen. Für die Nase der Menschen nicht wahrnehmbar sind die Marken der Hirsche und Rehböcke. Wildschweine riechen wie Maggi – und zwar das ganze Jahr über.

Rubbeln Sie über diese Fichte!

Reiben Sie mit dem Finger über den Baum und halten Sie die Zeitung danach an die Nase. Erleben Sie, wie dieser Baum duftet!

Fichten und Linden duften

Kiefernwälder entfalten ihren typischen Geruch besonders in heißen und trockenen Sommern. Wenn Holz geschlagen wird, dünsten die Stämme Gerüche aus – Buche riecht allerdings kaum. Fichte wird mancherorts im Spätsommer gehauen – dann verbreitet sich ein intensiver Duft, da es zu dieser Zeit auch häufig warm ist. Eichen riechen nach Essig. Die Hunds-Rose verbreitet einen süßlichen Duft. Linden riechen nach Honig. Auch der Lebensbaum duftet aromatisch. Borkenkäfer locken ihre Artgenossen mit Pheromonen an. Die Duft-Mischung aus Harz und Alkohol machen sich die Forstwirte zunutze, um den Borkenkäfern eine Falle zu stellen.

Ein Wald voller Überraschungen

Mal gefürchtet, mal geliebt: Unser Wald / Dewezet startet Themenserie

VON FRANK WERNER

Sprichwörtlich sehen wir den Wald vor lauter Bäumen nicht. Und fürwahr, der Wald ist mehr als die Summe seiner Bäume. In ihm treffen sich Sehnsüchte und Ängste, romantische Schwärmereien und handfeste Wirtschaftsinteressen. Er ist real und fiktiv zugleich, täglicher Job und Projektion von Wildnis und Heimat. Er prägt nicht nur Landschaften, sondern das Denken der Menschen, die seit jeher in enger Beziehung zum Wald leben. Mal fürchteten sie ihn als unheimlichen Ort, mal liebten sie ihn als Inbegriff einer heilen, alltagsentrückten Welt. Diesem höchst widersprüchlichen Phänomen will die Dewezet in einer Themenserie auf die Spur kommen. Folgen Sie uns in den Wald!

Grundlegend stellt sich die Frage: Wann ist ein Wald überhaupt ein Wald? Natürlich ist die Antwort in Deutschland gesetzlich geregelt. Im Sinne des Bundeswaldgesetzes ist „jede mit Forstpflanzen bestockte Grundfläche“ ein Wald, sofern es sich – etwas vereinfachend – nicht um eine Baumplantage oder -schule, Parkanlage oder landwirtschaftlich genutzte Fläche handelt. Die Vereinten Nationen definieren Wald als mindestens 0,5 Hektar große Fläche, die wenigstens zu zehn Prozent von Baumkronen überschirmt sein muss (beim „geschlossenen Wald“ 60 Prozent). Aber Bäume allein machen noch keinen Wald. Ökologisch gesehen handelt es sich um eine komplexe Lebensgemeinschaft von Pflanzen und Tieren, die in geschlossenen Kreisläufen funktioniert. Wald erzeugt sogar sein eigenes Klima: An heißen Tagen ist es kühler, in kalten Nächten wärmer als in der Umgebung.

Doch wer aus solchen Definitionen ableitet, es gäbe „den Wald“, befindet sich – um im Bild zu bleiben – auf dem Holz-

weg. Insgesamt ist Deutschland zu einem Drittel, Niedersachsen zu einem Viertel seiner Fläche bewaldet. Doch Wald ist nicht gleich Wald. Es gibt diverse Besitzstände (fast die Hälfte der Fläche ist in privaten Händen) und vor allem unterschiedliche Waldarten. Die im Weserbergland verbreiteten Mischwälder unterscheiden sich von Nadelwäldern, Bergwälder von Auenwäldern, und der alles dominierende Wirtschaftswald ist etwas anderes als der seiner natürlichen Entwicklung überlassene Naturwald oder der gänzlich unberührte Urwald, den es in Deutschland in Reinform nicht mehr gibt.

Was auch daran liegt, dass immer mehr Menschen die Ruhe des Waldes suchen, die deshalb umso schwieriger zu finden ist. Lust auf den Wald hatten die Menschen aber keineswegs immer. Als Naherholungsziel etablierte sich der Wald erst im 19. Jahrhundert, nachdem sich sein Image fundamental gewandelt hatte: Aus dem dunklen, furchteinflößenden Ort, in dem schauerhafte Gestalten hausen, erwuchs eine idyllische Gegenwelt zur entstehenden Industriegesellschaft, die den stressgeplagten Stadtbewohnern Stille und Abgeschiedenheit versprach.

An diesem Bild einer heilen, unverfälschten Natur hat sich in seinen Grundzügen bis heute nichts geändert, außer dass der Sonntagsspaziergänger inzwischen von Trekking-Enthusiasten, Crossläufern und Mountainbikern überholt wird. Der Wald, der sich angesichts des „Waldsterbens“ vor 30 Jahren erstaunlicher Gesundheit erfreut, entwickelt sich zusehends zum Freizeit- und Erlebnispark, das traditionelle Waldgasthaus weicht dem Baumhotel mit integriertem Klettergarten und Baumwipfelpfad. Als Goethe im Winter 1777 den Harzer Brocken bestieg, trugen sich über das gesamte Jahr gerade mal 421 Besucher ins Brockenbuch ein. Heute liegt die Zahl bei rund einer Million im Jahr. Der Wald ist längst kein einsamer Ort mehr.

Etwas allerdings ist geblieben



Gehen Sie mit uns in den Wald! Nicht nur in den Blätterwald unserer Zeitung: Im Rahmen der Serie bieten wir auch eine Reihe von Veranstaltungen zum Thema an (siehe Info-Box unten). Dana

von der alten Unheimlichkeit. Allein in den Wald zu gehen, gilt manchem Großstädter immer noch als Wagnis. Und in unseren Märchen lebt das Bild eines Waldes fort, in dem Hexen und Räuber ihr Unwesen treiben, während die Helden aus dem Dunkel herausfinden müssen. Ohne vom „bösen Wolf“ verspeist zu werden – noch so ein altes Bild, das in den dauererregten Debatten um die Rückkehr des Wolfes gerade eine Renaissance erlebt.

Auch politisch ist der Wald kein unberührtes Terrain. Im

19. Jahrhundert avancierte er nicht nur zum Inbegriff heiler Natur, sondern auch zum nationalen Symbol der Deutschen. Die junge Nationalbewegung verschrub sich dem Wald als Ort, an dem die Nation im Mythos der „Hermannsschlacht“ geboren wurde. Im Kaiserreich wurden nationale Denkmäler bevorzugt im Wald errichtet, Orden und Hoheitszeichen schmückte das „Eichenlaub“, das Blatt des deutschesten aller Bäume. Der Wald stand für einen ursprünglichen, kraftvollen Nationalcharakter, der im Ge-

gensatz zu den Franzosen oder Engländern noch nicht den Bequemlichkeiten der Zivilisation anheimgefallen war.

Wer den Wald auf eine bloße Ansammlung von Bäumen reduziert, springt also viel zu kurz. Der Wald hat viel mehr zu bieten. In unserer heute beginnenden Serie gehen wir auf Entdeckungsreise: Die Natur, die Menschen, der Wirtschaftsfaktor, die Geheimnisse – all das kommt zur Sprache. Seien sie gespannt! Der Wald steckt voller Überraschungen.

► SEITE 12/13

Wie viel Wald steckt in einer Dewezet?

Oder warum man die Zeitung auch mal quer einreißen sollte

VON SVENJA A. MÖLLER

In der Ausgabe der heutigen Dewezet, könnte – rein theoretisch – eine Dewezet von vor fünf Wochen stecken. Denn das Papier, auf das die Zeitung gedruckt wird, ist aufbereitetes Altpapier. „Ein extra Baum wird für uns nicht gefällt“, sagt Carsten Wilkesmann, Leiter der Druckerei in Hottenbergfeld. Die Dewezet wird ausschließlich auf aufbereiteten Altpapier gedruckt. Dennoch: Der riesige Papierberg, der in Deutschland verbraucht wird, braucht nun mal auch Nachschub. Papierfasern können nicht unendlich oft wiederverwertet werden, brechen, gehen auch mal kaputt oder verloren. Irgendwann kommt also natürlich auch Frischholz in diesen Kreislauf.

Um zu erklären, wie viel Holz, wie viel Baum, in einer Ausgabe der Dewezet steckt, muss man allerdings zunächst den Prozess der Papierherstellung nachvollziehen. Vereinfacht erklärt: Um aus Holz Papier zu machen, müssen die geschälten Stämme in einer Art Häcksler zerkleinert werden. Die einzelnen Holzfasern, die dabei entstehen, werden dann mit Wasser zu einem Brei gemischt. Wird diesem das Wasser wieder entzogen und die Fasern in Form gepresst, entsteht Papier. Für die industrielle Verwendung wird der Holz-Brei auf schier unendlichen Bahnen getrocknet und dann auf eine Rolle gewickelt, die im Druckzentrum zum Einsatz kommt. Altpapier wird auf ähnliche Weise produziert.

„Jede Holz-Faser kann bis zu sechsmal recycelt werden“, weiß Wilkesmann. Die Fasern einer Zeitung können ganz leicht sichtbar gemacht werden. Wilkesmann erklärt: „Reißt man der Länge nach ein Stück aus der Zeitung heraus, entsteht ein relativ gerader Schnitt. Denn man reißt mit der Richtung der kleinen Fasern. Reißt man jedoch die Zeitung quer ein, werden beim genauen Hinsehen einzelne kleine Zacken sichtbar.“ Diese Zacken sind die Holzfasern.

Die Dewezet ist auf reinem Altpapier gedruckt – wirkliche frische Fasern sind nicht enthalten. Um genau zu sein: Es sind nur Fasern von Papier enthalten, die bereits ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf- und sechsmal recycelt wurden. Bei einer durchschnittlichen Wochenausgabe mit 32 Seiten und 108 Gramm sind also jeweils 18 Gramm der verschieden oft recycelten Fasern enthalten. Am Beispiel der einfach recycelten Fasern: Bei einer verkauften Auflage von 30.500 Exemplaren (zusammen mit den Pymonte Nachrichten und der Nebenausgabe Bodenwerder der Dewezet) sind das rund 549.000 Gramm. Das sind umgerechnet rund 549 Kilo einfach recycelte Fasern.

Für die Herstellung von Zeitungspapier eignen sich nicht alle Hölzer. „Nadelbäume sind besser geeignet als Laubbäume“, weiß Wilkesmann. Für die Herstellung werden meist Fichte, Lärche, Tanne oder Kiefer verwendet. Eine durchschnittliche Fichte wiegt durchschnittlich 750 bis 850 Kilogramm pro Festmeter. Getrock-



Für jede Ausgabe der Dewezet wird natürlich auch frisches Holz benötigt. Der Großteil jedoch ist Altpapier.

Dana

net sind das noch etwa 480 Kilogramm pro Kubikmeter. Die 18 Gramm einfach recycelte Fasern, die in einer Dewezet verarbeitet werden, entsprechen damit lediglich 0,00375 Prozent der getrockneten Fichte. Für eine Ausgabe muss also kein Baum

gefällt werden, für die gesamte Produktion fällt hochgerechnet natürlich irgendwann auch mal ein Baum. Denn auch die recycelten Fasern waren irgendwann einmal Frischholz und damit ein Baum.

In der Woche werden in der Druckerei in Hottenbergfeld rund 75 Tonnen Papier verbraucht. „Fast jeden Tag

kommt ein Lkw und bringt Papier. Pro Ladung sind das so 22 bis 23 Tonnen“, weiß der Betriebsleiter. Jährlich werden in der Druckerei rund 4000 Tonnen Papier verbraucht. Das sind laut Wilkesmann rund 4750 Tonnen Altpapier, also 100 Güterwaggons voll Altpapier. Papier, das im Druckzentrum nicht mehr verwendet

wird – Reststücke auf den Papierrollen oder fehlerhafte Exemplare – werden in einem 10-Tonnen-Container gesammelt und an ein Dämmstoffwerk im Harz weitergeleitet. Auch das Altpapier der Dewezet wird also wiederverwendet und nicht einfach entsorgt.

Das Altpapier, das für die Dewezet verwendet wird, erhält

die Druckerei von drei Lieferanten. Dabei haben zwei ihren Sitz in Deutschland, ein Lieferant kommt ursprünglich aus Skandinavien. Ohnehin käme viel Papier aus den nordischen Ländern, so Wilkesmann. „Dort gibt es einfach noch genug Frischholz“, erklärt Wilkesmann. Ebenso würde in diesen Ländern noch heute weniger recyceltes Papier für den Druck verwendet werden. Damit klärt Wilkesmann auch den Trugschluss, dass besonders helles Papier viele frische Fasern enthält, auf „Papier ist immer grau. Das liegt an dem Stoff Lignin. Das skandinavische Papier enthält zum Beispiel zu einem Großteil Frischfasern, ist aber auch grau“, so Wilkesmann.

Lignin oder auch Lignin ist ein farblos, fester Stoff, der neben der Zellulose wichtigster Bestandteil des Holzes ist und für die Verholzung von Pflanzen verantwortlich ist. Ebenso ist der Stoff verantwortlich für die Vergrauung der Zeitung. Je weniger Lignin ein Zeitungspapier enthält, desto länger hält die Zeitung. Lignin ist sehr fest bis spröde und hell- bis dunkelbraun gefärbt. Zudem wird UV-Licht von dem Stoff fast vollständig absorbiert. Weiterhin sind Lignine hydrophob – also nicht wasserlöslich. Damit sind sie biologisch und auch chemisch schwerer abbaubar als andere natürliche Stoffe. Papier, egal, ob mit 100 Prozent Frischfaseranteil oder 10 Prozent Frischfaseranteil, ist immer bräunlich verfärbt. „Um es weiß zu bekommen, muss man die Fasern entweder öfter waschen oder chemisch behandeln. Man kann zum Beispiel Kreide darüberlegen“, erklärt Wilkesmann den Prozess. Und: „Natürlich wollen viele Hersteller ihr Papier immer heller haben. Dabei muss man aber auch immer den Aufwand und den Nutzen bedenken.“ Wird eine Faser länger und intensiver gewaschen, muss dafür auch mehr Energie verwendet werden, was wiederum zu einem höheren Energieverbrauch führt.

Früher, so weiß Wilkesmann, sei in Deutschland nur wenig Altpapier für die Herstellung von Zeitungspapier verwendet worden. „Anfang bis Mitte der 90er setzte sich Greenpeace dann dafür ein, das Chlorbleichen zu stoppen und allgemein mehr Altpapier zu nutzen.“ Im Laufe der Jahre seien dann viele Papierfabriken gebaut worden – vorwiegend in Ostdeutschland. „Die befinden sich meist in Ballungsräumen wie Leipzig oder Berlin. Denn für die Herstellung benötigt man viel Wasser und eben das Altpapier.“ Das kann schnell und einfach aus den nahegelegenen Großstädten angeliefert werden.

Übrigens kann der Lauf von Holz und Papier auch umgedreht werden. Zusammen mit einem niederländischen Design-Label hat die Niederländerin Mieke Meijer ein Verfahren entwickelt, mit dem aus Altpapier ein Stoff entwickelt werden kann, der dem natürlichen Holz in vielerlei Hinsicht ähnlich ist. Für das sogenannte NewspaperWood – Zeitungsholz – werden alte Zeitungen fest aufgerollt und die einzelnen Lagen mit einem speziellen Leim verklebt. So entsteht Schicht für Schicht eine Art Baumstamm. Aus diesem Stamm dann Bretter gesägt werden. Das Design-Label hat bereits erste Prototypen wie Möbel und Schmuck mit dem Papier-Holz hergestellt.

Der grüne Fußabdruck

Die Volontäre wollen ermitteln, wie grün Deutschland wirklich ist. Sie recherchieren, wie die Menschen in der Region ökologisch wohnen, essen, trinken und sich umweltbewusst kleiden. Auch die eigene Zunft sparen sie nicht aus, untersuchen, wie nachhaltig Journalismus ist.

Wie ökologisch arbeiten Journalisten?

Überall sprießen Bio-Supermärkte aus dem Boden, immer mehr Leute essen vegan, und aus der Steckdose fließt auf Wunsch Öko-Strom. Die Themen Umweltbewusstsein und Nachhaltigkeit sind allgegenwärtig. Deshalb wollten wir, die Volontäre der Augsburger Allgemeinen 2014/2015, uns ansehen, wie grün Deutschland wirklich ist. Wir wollten erfahren, wie man ökologisch wohnt, isst, trinkt und sich umweltbewusst kleidet. Irgendwann fragten wir uns, wie ökologisch unsere eigene Arbeit eigentlich ist. Unsere Recherchen führten uns nach München, Neu-Ulm, ins Allgäu und sogar nach Unterfranken. Wir schrieben Unmengen an Papier voll und arbeiteten stundenlang am Computer. Kann guter

Journalismus überhaupt nachhaltig sein? Wir beschlossen, für jeden Artikel einen ökologischen Fußabdruck zu erstellen. Da sich das als sehr kompliziert herausstellte, entwickelten wir eine eigene Skala. Wir zählten, wie viel Blatt Papier wir vollschrieben oder ausdruckten. Wir stoppten, wie lange unsere Computer liefen, und rechneten aus, wie viele Kilowattstunden sie dabei verbrauchten. Wir ermittelten auch, wie hoch der CO₂-Ausstoß auf unseren Dienstfahrten war. In jeder Kategorie konnte man einen (umweltschonend) bis fünf Punkte (ressourcenzehrend) sammeln. So hat László Dobos beispielsweise für seinen Artikel per Telefon recherchiert und daher kein Gramm CO₂ produziert. Zudem

verbraachte er wenig Papier. Nur sein Computer lief verhältnismäßig lange. Deshalb erhielt er insgesamt fünf von 15 Punkten. Diesen Fußabdruck haben wir für jeden Artikel zu „Grünes Leben“ erstellt und als Grafiken angehängt. Neben unseren Printartikeln (siehe Anhang) haben wir ein Online-Dossier erstellt, Videos gedreht (Verkehrsmitteltest), ein Quiz entwickelt und per Scribble-Live konnte jeder Leser verfolgen, wie unsere Schwerpunktausgabe entsteht. Unter #GruenesLeben haben wir unsere Schwerpunktausgabe auch in den sozialen Netzwerken bei Facebook und Twitter gespielt.

Florian Rußler



Eine Schwerpunkt-Ausgabe unserer jungen Kollegen rund um die Themen Bio, Nachhaltigkeit und Umweltschutz

Noch Fragen?

Florian Rußler, Telefon: 0171/626 3042, E-Mail: florian.russler@augsbu-ger-allgemeine.de

Öko-Mode – riecht gut, sieht gut aus

GRÜNES LEBEN Vegan und Bio ist im Trend. Den Kühlschrank mit solchen Produkten aufzufüllen, ist nicht allzu schwer. Bei Kleidungsstücken wird es schon komplizierter

VON KATRIN FISCHER
UND CAROLIN OEFNER

München Wer an Öko-Mode denkt, hat ein Bild im Kopf: Walle-Walle-Kleidchen in Matschgrün. Doch stimmt dieser Eindruck noch? Vegan und Öko liegen voll im Trend – muss es da nicht mittlerweile eine große Auswahl an Kleidung geben? Und was kostet nach Bio-Richtlinien hergestellte Mode eigentlich?

In Augsburg kann man diesen Fragen nur schwer nachgehen. Dort wirbt nur ein Laden damit, Bio-Kleidung zu verkaufen. In München spielt „bewusstes Shoppen“ schon eine größere Rolle. Es gibt Karten und Touristenführer, die von einem Öko-Shop zum nächsten leiten. Viele Läden sind im Glockenbachviertel, wo viele Cafés nur Sojamilch verwenden und Bio-Supermärkte keine Seltenheit sind. Obwohl der Trend in der Großstadt Einzug gehalten habe, sei „Grünes Leben“ im Bezug auf Kleidung schwierig, sagt Verena Schmitt vom Umweltinstitut München. Der Begriff „bio“ sei nur bei Lebensmitteln rechtlich geschützt. In der Textilbranche könne sich die Industrie das Biosiegel anheften und selbst kontrollieren. Zuverlässig sei dagegen GOTS, ein weltweit gültiger Textilstandard.

Im Laden „Grüne Erde“ tragen viele Stücke dieses Kennzeichen. Der Shop gehört zu einer Kette mit 13 Filialen. Überall werden nachhaltig produzierte Waren verkauft. Jogginghosen, Wollpullis und – tatsächlich – auch schicke Teile. Ein

schwarzes Leinenkleid, figurbetont, würde sich zum Beispiel auch für eine Hochzeit eignen. Und mit einem Preis von hundert Euro ist es nicht teurer als andere Kleider. Die Blusen kosten im Vergleich mehr – weit über hundert Euro pro Stück. Doch das schreckt Kunden offenbar nicht ab, im Geschäft am Viktualienmarkt ist viel los.

Obwohl es Mode von schick bis lässig gebe, habe man es schwer, sich ausschließlich mit zertifizierten Klamotten einzukleiden, sagt Schmitt. Man müsse erst einmal das Passende finden – und tiefer in die Tasche greifen. Ihr Tipp: „Wer nicht so viel konsumiert, Kleidung lange trägt und aus zweiter Hand kauft, tut auch was für die Umwelt.“ Tiefer in die Tasche greifen – damit hat die Expertin nicht unrecht. Dafür spricht schon der Name des nächsten Shops: „Deargoods“. „Dear“ heißt „lieb“, „teuer“; „goods“ heißt „Waren“. Das Schaufenster ist dekoriert mit Zweigen und Streetart-Kunst, dazwi-

chen hängt ein Parka mit kuscheligem Fellfutter. Kundin Daniela Weinhold schlüpfte in die blaue Jacke: „Was ist denn das für ein Fell, wenn das ein veganer Laden ist?“, fragt sie. Mitarbeiterin Ute Naumann erklärt, dass die feinen Härchen aus recycelten PET-Flaschen gemacht wurden. Der Parka kostet 330 Euro.

Im Schaufenster steht eine Handtasche. Sie wirkt edel. Auch die Tasche besteht aus recyceltem Kunststoff und Kunstleder. Ihr Preis: 90 Euro.

Ist Plastik also ökologisch sinnvoller als Material aus der Natur? Nicht unbedingt. Der Verkäuferin zufolge achten viele ihrer Kunden darauf, welche Auswirkungen ihr Konsum auf die Umwelt hat. In diesem Fall ist recyceltes Plastik durchaus sinnvoll. Daniela Weinhold sieht das nicht so. Sie trägt ungenutzten Kunststoff. Wenn sie einkauft, greift sie zur Bio-Baumwolle. „Bei der Herstellung wird weniger Wasser verbraucht“, erklärt sie.

Aber woher weiß man nun, wie viel man auf ein Bio-Kennzeichen geben darf? Die Textilexperten scheinen sich darin einig zu sein, dass vor allem Bio-Aufdrucke größerer Ketten mit Vorsicht zu genießen sind. „Wenn bio draufsteht, wurde nicht unbedingt nach fairen Arbeitsbedingungen produziert“, sagt Verkäuferin Naumann.

Im kleinen Shop „Auryn Nature-fashion“ können Kunden bei einzelnen Teilen nachverfolgen, woher die Stücke kommen. Eine Widmung auf einem Pullover etwa zeigt: „Marianne“ hat diesen Pulli aus Seide und Mohair gestrickt. Diese Nähe zum Hersteller hat auch ihren Preis: 220 Euro.

Doch was bieten die Öko-Kleidungsstücke – abgesehen von einem guten Gewissen? Wer zum Beispiel an einer Strickmütze riecht, wird sofort merken, dass sie keinen aufdringlichen Duft hat. Im Gegensatz zum unangenehmen Geruch vieler preisgünstigerer Kleidungsstücke, die man noch nicht gewaschen hat.

GOTS – Global Organic Textile Standard

Laut „GOTS-Working-Group“ erhalten nur die Händler diese Zertifizierung, die sich an diese Kriterien halten:

- Mindestens **70 Prozent** des Kleidungsstücks sollen aus biologisch erzeugten Naturfasern bestehen.
- Als Grundlage dient die **EU-Bio-Verordnung**.
- Betrachtet wird der **Produktions-**

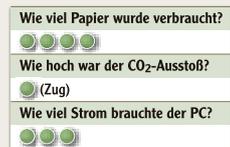
prozess von der Rohfaser bis zum Verpacken des Produkts.

➔ **Finde das Öko-Teil!** Testen Sie, ob Sie den Unterschied erkennen unter ausburger-allgemein.de/nachhaltigkeit



Pulli, gestrickt von „Marianne“.

Fußabdruck



Legende siehe Seite 2

AZ.INFOGRAFIK

Wie grün sind wir wirklich?

GRÜNES LEBEN Zwölf Nachwuchsjournalisten der Redaktion haben sich Gedanken darüber gemacht. Dabei betrachteten sie auch ihre eigene Arbeit

Überall sprießen Bio-Supermärkte aus dem Boden, immer mehr Leute essen vegan und aus der Steckdose fließt auf Wunsch Öko-Strom. Die Themen Umweltbewusstsein und Nachhaltigkeit sind allgegenwärtig. Deshalb wollten wir, die Volontäre der *Augsburger Allgemeinen* (so heißen die „Azubis“ in der Redaktion), uns ansehen, wie grün Deutschland wirklich ist.

Wir wollten erfahren, wie man ökologisch wohnt, isst, trinkt und sich umweltbewusst kleidet. Irgendwann fragten wir uns, wie ökologisch unsere eigene Arbeit eigentlich ist. Unsere Recherchen führten uns nach München, Neu-Ulm, ins Allgäu und sogar nach Unterfranken. Wir schrieben Unmengen an Papier voll und arbeiteten stundenlang am Computer. Kann guter Journalismus überhaupt nachhaltig

sein? Wir beschlossen, für jeden Artikel einen ökologischen Fußabdruck zu erstellen. Da sich das als sehr kompliziert herausstellte, entwickelten wir eine eigene Skala. Wir zählten, wie viel Blatt Papier wir vollgeschrieben oder ausdruckten. Wir stoppten, wie lange unsere Computer liefen, und rechneten aus,

wie viele Kilowattstunden sie dabei verbrauchten. Wir ermittelten auch, wie hoch der CO₂-Ausstoß auf unseren Dienstfahrten war. In jeder Kategorie konnte man einen (umweltschonend) bis fünf Punkte (ressourcenzehrend) sammeln. So hat László Dobos für seinen Artikel auf Capito per Telefon recherchiert und daher

kein Gramm CO₂ produziert. Zudem verbrauchte er wenig Papier. Nur sein Computer lief verhältnismäßig lange. Deshalb erhielt er insgesamt fünf von 15 Punkten. Alle unsere Artikel und Öko-Bilanzen finden Sie in dieser Zeitung unter dem Schlagwort „Grünes Leben“.

Ihre Zeitungs-Volontäre



Diese zwölf Volontäre haben recherchiert, wie grün das Leben in Deutschland ist. Foto: Ulrich Wagner

Fußabdruck Legende

Wie viel Papier wurde verbraucht?	Wie hoch war der CO ₂ -Ausstoß?	Wie viel Strom brauchte der PC?
0 bis 2 Blätter (A4)	0 bis 5 Kilogramm	0 bis 2 kWh
3 bis 6	6 bis 10	3 bis 5
7 bis 10	11 bis 20	6 bis 10
11 bis 20	21 bis 35	11 bis 15
über 20	über 35	über 15

AZ.INFOGRAFIK

Schöner Wohnen im Lehmhaus unter Glas

GRÜNES LEHEN Martin Schuth hat nach eigenen Plänen ein außergewöhnliches Zuhause im Landkreis Neu-Ulm geschaffen. Das futuristisch und zugleich exotisch anmutende Gebäude hat nicht nur im Hinblick auf die Umwelt Vorzüge

VON JENS NOLL

Untertho Wer die Tür zum Glashaushaus von Martin Schuth öffnet, betritt eine andere Welt. Zwei braune Lehmgebäude im Pueblo-Stil stehen darin, drum herum wachsen Palmen, Bananen, Feigen und Olivenbäume. Was aussieht wie ein Ort in Mexiko oder im Südwesten der USA ist in Wahrheit ein Grundstück in Untertho im Landkreis Neu-Ulm.

Durch die Scheiben des Glasgebäudes ist das trübe Herbstwetter draußen zu sehen. „Schade, dass gerade keine Sonne scheint“, sagt Schuth. „Dann wäre es jetzt richtig warm.“ Dennoch ist in dem geflasterten Hof zwischen den Lehmhäusern zu spüren, dass die Temperatur ein paar Grad höher ist als draußen.

Vor zwölf Jahren ließ sich Schuth nach eigenen Plänen sein neues Zuhause, eigentlich ein Haus im Haus, errichten. Zuvor hatte er intensiv im Internet recherchiert. Einerseits hat ihn die Verknüpfung von Industrie- und Wohnarchitektur fasziniert, zum anderen hat er ein Bewusstsein für ökologisches Bauen und Wohnen entwickelt. Auch wenn das Gebäude exotisch anmutet, betont Schuth, der mit seiner Partnerin Ying zusammen wohnt: „Alle Gewerke, die zum Bau nötig waren, habe ich im Umkreis von 20 Kilometern beziehen können.“

Im größeren der beiden Lehmgebäude sind über zwei Etagen Wohnzimmer, Küche, Schlafzimmer, Toilette und Bad untergebracht. Im einstöckigen Nebengebäude hat sich der Unternehmer sein Büro eingerichtet. Ein weiteres Badezimmer ist darin, zudem ein kleiner Wohnbereich. Wer um das L-förmige Gebäude herumläuft, kommt über eine Treppe auf eine große Dachterrasse, die wiederum über einen Steg mit dem Hauptgebäude verbunden ist. „Das hier ist viel mehr Lebensraum“, sagt Schuth, während er von der Dachterrasse in den Hof blickt.

Der 57-Jährige schätzt das Leben im Lehmhaus wegen der Optik und des angenehmen Raumklimas. Doch auch aus ökologischer Sicht schneidet das Haus im Haus besser ab als viele konventionelle Bauten. Die Glashülle habe den Effekt, dass die Temperatur im Innern nahezu immer zehn Grad über der Außentemperatur liege, erzählt er. Denn das Glas hält neben Regen und Schnee auch kalten Wind ab. Andererseits wird die Konstruktion bei starker Sonneneinstrahlung nicht zum Treibhaus: Sensoren messen Temperatur und Wind. Bei Bedarf öffnen sich automatisch einige Fenster und die Jalousien unterm Glasdach fahren aus. Die Lehmhäuser halten zudem Hitze ab. „Im Sommer wird es hier drin nie wärmer als 23 Grad“, sagt Schuth.



Der gläserne Überbau schützt die beiden Lehmhäuser von Martin Schuth vor Wind und Wetter. Die Temperaturen im Glasgebäude sind dadurch höher als draußen. Das wirkt sich positiv auf die Heizkosten aus. In dem milden Klima gedeihen zudem südliche Pflanzen wie Palmen, Bananen, Olivenbäume und Feigen. Fotos: Alexander Kaya

Verschiedene Konzepte für nachhaltiges Bauen

Das Bewusstsein der Menschen für Nachhaltigkeit beim Bauen wächst. Heute gebe es viele Wege, ein Haus ökologischer und energieeffizienter zu machen, sagt Martin Sambale, Geschäftsführer des Energie- und Umweltzentrums Allgäu (Eza) in Kempten.

- **Energie-Effizienz-Haus** Die Energieeffizienzverordnung (EnEV) schreibt vor, welchen energetischen Mindeststandard ein Neubau oder ein Haus, das umfassend saniert wird, haben muss. Wenn Effizienzhäuser diese Vorgaben noch unterschreiten, bekomme der Bauherr eine Förderung, sagt Sambale. Je kleiner die Zahl, umso besser ist der Energiestandard. Beispiel: Ein Energie-Effizienz-Haus 55 hat 55 Prozent des Primärenergiebedarfs eines Hauses mit EnEV-Standard. Beim Primärenergieverbrauch wird die ganze Kette der Energieproduktion mit eingerechnet.
- **Passivhaus** Eine gute Gebäudehülle mit ordentlicher Wärmedämmung lässt den Energiebedarf eines Hauses stark sinken. Einige Passivhäuser können mit umgerechnet nur 1,5 Litern Heizöl pro Quadratmeter und Jahr

auskommen, sagt Sambale (Altbau-Einfamilienhaus: 20 bis 30 Liter).

- **Strohballenhaus** Zu Ballen gepresstes Stroh ist ein natürliches Baumaterial, das in der Region produziert wird und gute Dämmeigenschaften besitzt. In Verbindung mit Holz und Lehmputz lassen sich daraus massive Häuser fertigen, die von konventionellen Wohnhäusern äußerlich nicht zu unterscheiden sind.
- **Erdhäuser** Ein großer Teil des Hauses wird ins Erdreich hineingebaut. Dadurch ist es besser vor Witterung und Kälte geschützt. Im Sommer kühlt das Erdreich dafür mehr.
- **Klassisches Haus** Auch in konventioneller Bauweise lasse sich nachhaltig bauen, sagt Sambale. Ein Paradebeispiel ist die Verwendung von Holz aus regionaler Produktion. Auch beim Dämmen und Verputzen können nachwachsende Rohstoffe eingesetzt werden. Allerdings fügt Sambale hinzu: „Nicht nur die Herstellung, auch der laufende Betrieb, zum Beispiel das Heizen, muss nachhaltig sein.“ Das heißt: möglichst wenig fossile Brennstoffe verwenden. (jst)

Fußabdruck

Wie viel Papier wurde verbraucht?	●●●●●
Wie hoch war der CO ₂ -Ausstoß?	●●●●● (Auto)
Wie viel Strom brauchte der PC?	●●●●●

Legende siehe Seite 2
AZ INFOGRAPHIK



Das Ökohaus liegt idyllisch an einem See. Es hat zwei Außenterrassen.



Holz, Lehm, Stroh und Sand: In den Lehmhäusern von Martin Schuth sind viele naturbelassene Materialien eingebaut. Hier ein Blick in sein Wohnzimmer.

Das Mauerwerk der Wohnhäuser besteht aus gewöhnlichen Ziegelsteinen. Statt mit Styropor sind die Wände mit Hanfmatten isoliert. Der Putz ist eine Mischung aus Lehm, Stroh, Sand und Sägemehl. Die Decke des Wohnzimmers und der offenen Küche ist aus Holz, im Kamin und im Fußboden ist Recycling-Material verbaut: Ziegel und Dielen aus einem Abrisshaus.

Ganz ohne Heizung geht es im Winter aber nicht. Deswegen sind in den Wänden Heizstäbe verlegt. Eine Wärmepumpe erzeugt Heizungs- und Warmwasser für die 150 Quadratmeter Wohnfläche. Die Kosten dafür gibt Schuth mit 100 Euro im Monat an. Günstig sei er auch beim Stromverbrauch, den er auf 80 Euro pro Monat beziffert. Darin sind allerdings die Stromkosten für das große, bunte Aquarium im Nebengebäude nicht eingerechnet. „Den überwiegenden Teil des Stromverbrauchs decke ich mit Photovoltaik“, erzählt Schuth. Die Anlage ist auf dem Dach eines Lagergebäudes neben seinem Glas-Wohnhaus installiert.

Da der Hausherr im Rollstuhl sitzt, gibt es einen Aufzug. Der ist Marke Eigenbau und funktioniert ganz ohne Strom. Wenn Schuth nach oben will, fährt er in den Metallkorb und löst eine Bremse. Ein Gegengewicht an einer Seilwinde fällt dann nach unten und zieht gleichzeitig den Metallkorb hinauf. Auf dem Weg hinab wiederum drückt er den Korb mit seinem Körpergewicht nach unten und das Gegengewicht hinauf.

Schönes Wetter und laue Sommerabende genießt der Tüftler gerne außerhalb des Hauses. Gleich nebenan liegt ein kleiner See, über den er mit seiner eigenen Erfindung schippen kann. Als Motor des kleinen Bootes dient ein Elektrorollstuhl. Dessen Räder treiben über eine Walze zwei Schaufelräder an.

Diese Besonderheiten im und ums Haus verleiten Martin Schuth zu der Aussage, dass er sein Leben dort gar nicht mit dem Leben in seiner vorherigen Wohnung in Ulm vergleichen könne. Eine halbe Million Euro habe das Ökohaus gekostet, sagt er. Und: „Ich würde jederzeit wieder mit Lehm bauen.“ Dabei gibt er aber zu bedenken, dass sich in den vergangenen Jahren in Sachen Umweltbewusstsein und Energieeffizienz natürlich vieles verändert hat. So sei eine Dreifachverglasung heute Standard. Sein Glashaushaus hat nur einfache Scheiben. Das mag zwar die Ökobilanz trüben. Bislang hat die Konstruktion aber auch allen Hagelschauern standgehalten.

➔ Mehr Einblicke in das Ökohaus: www.augsburger-allgemeine.de/gruenesleben